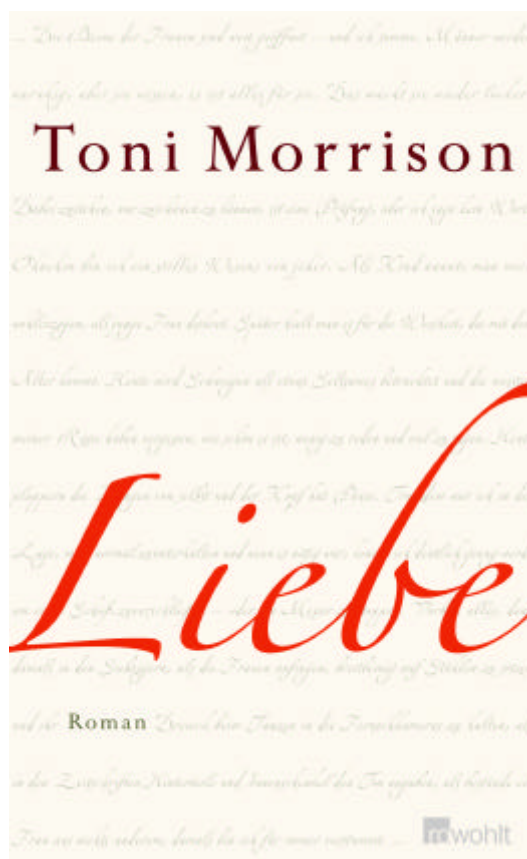


Leseprobe:

Toni Morrison
Liebe
(Seiten 21 - 31)



*A*m Tag, an dem sie auf den Straßen von Silk erschien, hielt ein schneidender Wind die Temperatur im Keller, und die Sonne schaffte es nicht, die Außenthermometer mehr als ein paar Grad über den Gefrierpunkt zu treiben. An der Wassergrenze hatten sich Eisschollen gebildet, und landeinwärts wimmerten die zusammengeschusterten Häuser in der Monarch Street wie Welpen. Glatteis schimmerte, wurde dann von den Schatten des frühen Abends verschluckt und machte die Bürgersteige, über die sie lief, selbst für einen geschmeidigen Gang tückisch, geschweige denn für einen leicht humpelnden. Sie hätte bei diesem Wetter den Kopf gesenkt halten und die Augen zusammenkneifen sollen, aber weil sie fremd war, sah sie jedes Haus mit großen Augen an und suchte die Adresse, die in der Anzeige gestanden hatte: Monarch Street Nummer eins. Schließlich bog sie in die Zufahrt zu einer Garage ein, in deren Tor Sandler Gibbons gerade die Naht eines Sacks Tausalz auftrennte. Er erinnert sich an das Klappern ihrer Absätze auf dem Beton, als sie näher kam; an ihre vorgestreckte Hüfte, als sie da stand, die Sonnenmelone im Rücken, den Widerschein des Garagenlichts im Gesicht. Er erinnert sich an die Lust, ihre Stimme zu hören, als sie ihn fragte, wo es zu dem Haus der Frauen ging, das er schon sein ganzes Leben lang kannte.

«Sind Sie sich da sicher?», fragte er, als sie ihm die Adresse nannte.

Sie zog ein quadratisches Stück Papier aus der Jackentasche, hielt es mit handschuhlosen Fingern, während sie nachsah, dann nickte.

Sandler Gibbons musterte ihre Beine und dachte, dass die Knie und Schenkel schmerzen mussten bei dieser Kälte, der ihr winziger Rock sie aussetzte. Dann staunte er über die hohen Absätze ihrer Stiefel, den Schnitt ihrer kurzen Lederjacke. Erst hatte er geglaubt, dass sie einen Hut trug, etwas Großes und Flauschiges, um die Ohren und den Hals zu wärmen. Jetzt sah er, dass es ihre Haare waren – vom Wind zerzaust, sodass sie ihn vom Gesicht ablenkten. Sie kam ihm wie ein liebes Kind vor, mit zarten Gliedern, behütet aufgewachsen und jetzt ratlos.

«Die Cosey-Frauen», sagte er. «Das ist ihr Haus, was Sie da suchen. Ist schon lang nicht mehr die Nummer eins, aber das wollen sie nicht hören. Gar nichts wollen sie hören. 1410 oder 1401 ist es, wahrscheinlich.»

Jetzt war es an ihr, zweifelnd zu schauen.

«Wenn ich's doch sage», sagte er, plötzlich gereizt – es war wohl der Wind, der seine Augen tränen ließ. «Immer weiter da lang, Sie können's nicht verfehlen, außer mit Absicht. Es ist groß wie 'ne Kirche.»

Sie dankte, aber sie wandte sich nicht mehr um, als er ihr nachrief: «Oder wie ein Gefängnis.»

Sandler Gibbons wusste selbst nicht, warum er das sagte. Er war wohl mit den Gedanken bei seiner Frau. Sie musste mittlerweile aus dem Bus ausgestiegen sein, bahnte sich jetzt mit vorsichtigen Schritten ihren Weg über das glatte Pflaster, bis sie die Garagenzufahrt erreicht hatte. Dann war die Sturzgefahr gebannt, weil er, so weitsichtig und praktisch, wie man es von ihm gewohnt war, selbst für den hier völlig

unbekannten Fall von Frostwetter vorgesorgt hatte. Doch die Bemerkung über das Gefängnis bedeutete, dass er in Wahrheit an Romen dachte, seinen Enkel, der vor anderthalb Stunden von der Schule hätte heimkommen sollen. Vierzehn Jahre war er alt und zu groß dafür, wurde auch schon muskulös, und ihn umgab etwas Verstohlenes, Heimlichtuerisches, angesichts dessen Sandler Gibbons sich jedes Mal, wenn er ihn sah, nervös den Daumen rieb. Er und Vida Gibbons waren gern bereit gewesen, ihn aufzunehmen, ihn zu erziehen, als ihre Tochter und der Schwiegersohn weggingen – die Mutter zur Armee, der Vater zur Handelsmarine. Was die beste Wahl war, die die beiden angesichts fehlender Wahlmöglichkeiten treffen konnten, denn seit die Fischfabrik geschlossen hatte, gab es am Ort nur noch Gelegenheitsjobs: Die Frauen gingen in Harbor putzen, den Männern blieb die Straßenreinigung. «Eltern ohne Arbeit, Kinder ohne Ziel», hatte Sinders Mutter immer gesagt. Dass Romen regelmäßig bei Gartenarbeiten helfen konnte, war besser als nichts, aber es brachte kaum was ein und reichte auch nicht, um ihn der Aufmerksamkeit einer ehrgeizigen und unterbeschäftigten Polizei zu entziehen. Sinders Jugend war von der Angst vor der Bürgerwehr geprägt worden, doch jetzt hatten dunkelblaue Uniformen deren Rolle übernommen. Was vor dreißig Jahren ein Polizeiposten mit einem Sheriff und einer Schreibkraft gewesen war, hütete den öffentlichen Frieden jetzt mit vier Streifenwagen und acht mit Walkie-Talkies ausgerüsteten Polizisten.

Er wischte sich gerade Salzstaub von den Händen, als die beiden seiner Sorge anvertrauten Personen gleichzeitig eintrafen. «Holla!», rief die eine. «Bin ich froh, dass du das gemacht hast! Ich dachte schon, ich brech mir noch den Hals.» Worauf die andere erwiderte: «Was soll das, Gran? Ich hab dich doch den ganzen Weg vom Bus am Arm gehalten.»

«Sicher hast du das, Baby.» Vida Gibbons lächelte und hoffte, damit einer kritischen Bemerkung zuvorzukommen, die ihr Mann wahrscheinlich gleich an ihren Enkel richten würde.

Beim Abendessen, nachdem die überbackenen Kartoffeln seine Stimmung aufgetaut hatten, kam Sandler auf die Neuigkeit zurück, von der er schon angefangen hatte, als sie zu dritt den Tisch deckten.

«Und was, hast du gesagt, dass sie wollte?», fragte Vida mit gerunzelter Stirn. Die Schinkenscheiben waren beim Aufwärmen zäh geworden.

«Zu den Cosey-Frauen wollte sie wohl. Das war jedenfalls die Adresse, die sie hatte. Die alte Adresse, mein ich. Als außer ihnen noch niemand hier draußen war.»

«Und die stand auf ihrem Zettel?» Sie goss sich ein wenig Rosinensauce über den Schinken.

«Ich hab ihn mir nicht genau angesehen, Frau. Ich hab nur gesehen, wie sie draufgeschaut hat. Ein kleiner Fetzen, sah aus, wie aus 'ner Zeitung rausgerissen.»

«Wahrscheinlich hast du deine Aufmerksamkeit auf ihre Beine gerichtet. Von denen kann man ja eine Menge erfahren.»

Romen hielt sich die Hand vor den Mund und kniff die Augen zu.

«Vida, red vor dem Jungen nicht so mit mir!»

«Na ja, das Erste, wovon du mir erzählt hast, war immerhin ihr Rock. Ich folge nur der Liste deiner Prioritäten.»

«Ich hab gesagt, dass er kurz war. Sonst nichts.»

«Wie kurz?» Vida zwinkerte Romen zu.

«Die Mädchen tragen sie bis hier rauf, Gran.» Romens Hand verschwand unter der Tischplatte.

«Bis wo rauf?» Vida beugte sich hinunter.

«Hört auf. Ich versuche, euch was zu erzählen.»

«Meinst du, sie könnte vielleicht eine Nichte sein?», fragte Vida.

«Schon möglich. Obwohl sie nicht danach aussah. Von der Größe abgesehen, sah sie mehr wie eine aus Christines Familie aus.» Sandler griff nach der Schale mit den Pfefferschoten.

«Von Christines Familie ist niemand mehr übrig.»

«Vielleicht hatte sie eine Tochter, von der du nichts weißt.» Romen wollte nichts weiter als am Gespräch teilnehmen, aber wie üblich sahen sie ihn an, als stünde seine Hosentür offen.

«Pass auf, was du sagst», sagte sein Großvater.

«Ich mein ja nur, Gramp. Woher könnte ich so was wissen?»

«Du könntest es nicht, also misch dich nicht ein.»

«Stschhh.»

«Du zischst mich an?»

«Sandler, bleib locker. Kannst du ihn nicht mal eine Minute in Frieden lassen?», sagte Vida.

Sandler öffnete den Mund, um seinen Standpunkt zu verteidigen, zog es dann aber vor, stattdessen die Spitze der Schote abzubeißen.

«Na ja, egal. Je weniger ich von diesen Cosey-Mädels höre, desto lieber ist es mir», sagte Vida.

«Mädels?» Romen zog eine Grimasse.

«Ja, für mich sind sie nichts anderes. Hochnäsige, zickige kleine Mädchen, die mit genauso wenig Recht auf andere herabblicken wie ein Topf auf einen Tiegel.»

«Mir gegenüber sind sie okay», sagte Romen. «Die Hagere jedenfalls.»

Vida sah ihn verärgert an. «Mach dir nichts vor. Sie bezahlt dich, und mehr als das brauchst du von keiner von den beiden.»

Romen schluckte. Jetzt bekam er es mit ihr zu tun. «Warum lasst ihr mich alle dort arbeiten, wenn die so übel sind?»

«Wir lassen dich arbeiten?» Sandler kratzte sich am Daumen.

«Na ja. Ihr schickt mich da rüber.»

«Vida, ersäuf diesen Burschen. Er kann einen Gefallen nicht von einem Furz unterscheiden.»

«Wir haben dich dorthin geschickt, weil du irgendeine Arbeit brauchst, Romen. Du bist jetzt vier Monate hier, und es wird Zeit, dass du auch etwas von der Last trägst.»

Romen versuchte, das Gespräch von seinen eigenen Schwächen auf die seiner Brötchengeberinnen zurückzulenken. «Miss Christine hat auch immer etwas Gutes zu essen für mich.»

«Ich möchte nicht, dass du irgendetwas zu dir nimmst, was von ihrem Herd kommt.»

«Vida.»

«Ich will es nicht.»

«Das ist doch nur ein Gerücht.»

«Aber ein ziemlich lautes. Und der anderen traue ich auch nicht. Ich *weiß*, wozu sie fähig ist.»

«Vida.»

«Hast du das etwa vergessen?» Sie hob überrascht die Augenbrauen.

«Keiner weiß was Genaues.»

«Worüber?», fragte Romen.

«Irgend so ein alter Kram», sagte sein Großvater.

Vida stand auf und ging zum Kühlschrank. «Irgendjemand hat ihn umgebracht, so wahr ich hier sitze. Dem Mann hat doch überhaupt nichts gefehlt.» Als Nachtschiff gab es Ananas aus der Dose in Sorbetgläsern. Vida stellte jedem eins hin. Sandler, davon unbeeindruckt, lehnte sich zurück. Vida bemerkte seinen Blick, beschloss aber, nicht darauf einzu-

gehen. Sie arbeitete; er bezog die lächerliche Rente eines Wachmanns. Und wenn er das Haus auch gut in Schuss hielt, so blieb es doch ihre Aufgabe, täglich nach der Arbeit ein perfektes Abendessen auf den Tisch zu bringen.

«Welchem Mann?», fragte Romen.

«Bill Cosey», erwiderte Sandler. «Hatte mal ein Hotel hier und eine Menge anderen Besitz, darunter auch der Grund, auf dem dieses Haus steht.»

Vida schüttelte den Kopf. «Ich hab ihn am Tag seines Todes gesehen. Putzmunter beim Frühstück, tot beim Mittagessen.»

«Er hat ein paar üble Dinge zu verantworten, Vida.»

«Aber die letzte Antwort hat er von jemand anderem bekommen: <Kein Mittagessen.>»

«Du siehst dem alten Schuft wohl alles nach.»

«Er hat uns gutes Geld bezahlt, Sandler, und er hat uns einiges beigebracht. Sachen, von denen ich nie gehört hätte, wenn ich in diesem Pfahlbau mitten im Sumpf geblieben wäre. Du weißt doch noch, wie die Hände meiner Mutter ausgesehen haben. Wir haben es Bill Cosey zu verdanken, dass keiner von uns so eine Arbeit machen musste.»

«So schlimm war's auch wieder nicht. Manchmal fehlt es mir direkt.»

«Was fehlt dir? Die Schmutzwassereimer? Die Schlangen?»

«Die Bäume.»

«Ach, sei still.» Vida warf ihren Löffel mit Schwung in das Sorbetglas, um ihre Worte mit einem Klirren zu unterstreichen.

«Erinnerst du dich noch an die Sommergewitter?», fuhr Sandler ungerührt fort. «Die Luft, kurz bevor –»

«Steh auf, Romen.» Vida fasste den Jungen bei der Schulter. «Hilf mir beim Abwasch.»

«Ich bin noch nicht fertig, Gran.»

«Du bist fertig. Los jetzt.»

Romen sog geräuschvoll Luft ein, schob seinen Stuhl zurück und faltete sich auseinander. Seine Augen suchten die Augen seines Großvaters, doch der Blick des alten Mannes war nach innen gerichtet.

«Nie wieder hab ich so ein Mondlicht gesehen, nirgends.» Sndlers Stimme war leise. «Bei diesem Licht wollte man sofort →» Er fasste sich wieder. «Ich sag ja nicht, dass ich wieder dorthin möchte.»

«Das will ich hoffen.» Vida kratzte geräuschvoll die Teller ab. «Du würdest Kiemen brauchen.»

«Mrs. Cosey sagt, es war ein Paradies.» Romen griff mit den Fingern nach einem Ananasstück.

Vida schlug ihm auf die Hand. «Es war eine Plantage. Und Bill Cosey hat uns dort weggeholt.»

«Aber nur die, die ihm passten.» Sandler sprach zu seiner Schulter.

«Ich hab's gehört. Was soll das heißen?»

«Nichts, Vida. Du hast ganz Recht, der Mann war ein Heiliger.»

«Mit dir kann man nicht reden.»

Romen ließ flüssige Seife in heißes Wasser tropfen. Es war ein angenehmes Gefühl, mit den Händen darin herumzuplanschen, auch wenn die Abschürfungen an den Fingerknöcheln dabei brannten. Seine Seite schmerzte heftiger, als er an der Spüle stand, aber er fühlte sich jetzt besser, da er seinen Großeltern bei ihrer Kabbeleien über die alten Zeiten zuhörte. Weniger verängstigt.

Das Mädchen verfehlte das Haus nicht, und der Mann mit dem Tausalz hatte nicht zu viel versprochen: Das Gebäude war anmutig und machtvoll, und das spitzgiebelige Dach über

dem zweiten Stockwerk ließ tatsächlich an eine Kirche denken. Die Treppe zur Veranda, schief und eisig schimmernd, mahnte zur Vorsicht, zumal es kein Geländer gab. Aber das Mädchen stöckelte ohne Zögern über den Weg und die Stufen hinauf. Eine Klingel war nicht zu sehen, also begann sie zu klopfen, hielt aber inne, als sie unten, rechts von der Veranda, einen Lichtkegel bemerkte. Sie ging die abschüssigen Stufen wieder hinunter, bog um die Ecke, die von einem halb im Boden steckenden Dachziegel markiert wurde, und stieg eine eiserne Treppe hinab, auf die aus einem Fenster Licht fiel. Neben dem Fenster war eine Tür. Kein Wind zerrte hier mehr an ihr. Das Ganze glich dem, was manche eine Garten- und andere eine Kellerwohnung nennen. Vor dem Fenster verharrend, sah sie drinnen eine Frau sitzen. Auf dem Tisch vor ihr befanden sich ein Sieb, Zeitungen und eine Salatschüssel. Das Mädchen klopfte an die Scheibe und lächelte, als die Frau aufblickte. Sie erhob sich langsam, aber sobald sie auf den Beinen war, kam sie rasch an die Tür.

«Was ist denn?» Die Tür öffnete sich gerade weit genug, um ein graues Auge hindurchblicken zu lassen.

«Ich komme wegen der Stelle», sagte das Mädchen. Durch den Spalt drang ein Geruch nach Meer.

«Dann bist du hier falsch», sagte die Frau und knallte die Tür zu.

Das Mädchen hämmerte gegen die Tür und rief: «Es hieß Monarch Street Nummer eins. Und das hier ist Nummer eins.»

Es erfolgte keine Reaktion, und so ging sie zurück zum Fenster und pochte mit den Fingernägeln der linken Hand gegen die Scheibe, während sie mit der rechten den Zeitungsausschnitt ins Licht hielt.

Die Frau kam ans Fenster, ihre Augen waren schmal vor Ärger, als sie das Mädchen ansah; dann wanderte ihr Blick

von dem jungen Gesicht und seinem flehenden Lächeln zu dem Stück Papier. Sie musterte es argwöhnisch, kehrte zu dem Gesicht zurück, wandte sich abermals dem Papier zu. Dann deutete sie auf die Tür, und ehe ihr Gesicht vom Fenster verschwand, blitzte ein Anflug von Panik in ihren Augen auf, der sofort wieder erstarb.

Als das Mädchen das Zimmer betreten hatte, fand die Frau kein Wort des Grußes und bot keinen Stuhl an. Sie nahm den Zeitungsausschnitt und las. Zwischen mehreren Kleinanzeigen, mit denen Hilfen im Haushalt gesucht wurden, war eine eingeringelt:

GESELLSCHAFTERIN UND SEKRETÄRIN VON SELBSTÄN-
DIGER ÄLTERER DAME GESUCHT. LEICHTE, ABER STRENG
VERTRAULICHE TÄTIGKEIT. BEWERBUNGEN AN MRS. H.
COSEY, MONARCH STREET 1, SILK

«Wo hast du das her?» Die Frau fragte, als führe sie ein Verhör.

«Aus der Zeitung.»

«Das sehe ich. Aus welcher? Dem *Harbor Journal*?»

«Ja, Ma'am.»

«Von wann?»

«Heute.»

Sie gab ihr die Anzeige zurück. «Na gut. Jetzt setz dich erst mal hin.» Ihre Stimme klang etwas weniger barsch.

«Sind Sie Mrs. H. Cosey?»

Sie sah das Mädchen irritiert an. «Wenn ich es wäre, dann wüsste ich doch wohl Bescheid über diesen Zeitungsschnipsel, oder?»

Das Lachen des Mädchens war wie ein plötzliches Rütteln an einem Glockenspiel. «Ja, natürlich. 'tschuldigung.»

Sie setzten sich jetzt beide, und die Frau wandte sich wie-

der ihrer Arbeit zu, dem Ausnehmen von Krabben. Zwölf Ringe, jeweils zwei an drei Fingern jeder Hand, sammelten das Licht der Deckenlampe und verliehen der öden Tätigkeit eine Aura von Zauberei.

«Hast du einen Namen?»

«Ja, Ma'am. Junior.»

Die Frau blickte auf. «War das die Idee von deinem Vater?»

«Ja, Ma'am.»

«Verzeih ihm.»

«Sie können mich June nennen, wenn Sie wollen.»

«Will ich aber nicht. Hat dein Vater dir auch einen Familiennamen gegeben? Partner, zum Beispiel? Oder Liga?»

«Viviane», sagte Junior. «Mit einem *e* hinten.»

«Mit einem *e*? Bist du hier aus der Gegend?»

«Früher mal. Ich war weg.»

«Ich hab nie etwas von einer Familie aus dieser Gegend gehört, die Viviane hieß, egal ob mit *e* oder ohne.»

«Ach, wir stammen nicht von hier. Ursprünglich.»

«Woher dann?»

Das Leder der Jacke schnurrte, als Junior Viviane die Achseln zuckte und über den Tisch nach dem Sieb griff. «Von weiter oben im Norden. Kann ich Ihnen helfen, Ma'am?», fragte sie. «Ich bin ziemlich gut in der Küche.»

«Finger weg!» Die Frau streckte abwehrend die Hand aus. «Das braucht einen bestimmten Rhythmus.»

Wasser, das sich dem Kochen näherte, ließ eine dampfige Wolke vom Herd aufsteigen. An der Wand hinter dem Tisch standen Schränke, deren Holz so bleich und befangen wirkte wie Hefeteig. Das Schweigen, das sich zwischen den beiden Frauen ausbreitete, wurde lastender. Junior Viviane rutschte hin und her, das Knarzen ihrer Lederjacke übertönte das leise Klicken der Krabbenschalen.